

Lavezfabrikation : ein verschwundenes Handwerk

Autor(en): **Schneider, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Schweizerisches Landesmuseum Zürich**

Band (Jahr): **73 (1964)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-395325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LAVEZFABRIKATION · EIN VERSCHWUNDENES HANDWERK

Während Jahrhunderten besaß die Lavezfabrikation im Alpengebiet eine beträchtliche Bedeutung. Seit dem Ende des letzten Jahrhunderts schwand das Interesse an diesem Arbeitszweig immer mehr, und heute ist die Herstellung von Lavezfabrikaten in unserem Lande praktisch vollständig verschwunden, nachdem in den Bündner Tälern und auch im Tessin während Generationen Hunderte von Familien damit ihr Auskommen gefunden hatten.

Lavez ist ein stark kalkhaltiger Serpentin, wegen seiner fettigen Wirkung auch Speckstein genannt. Er läßt sich verhältnismäßig leicht bearbeiten und besitzt je nach Herkommen eine bläuliche, eine grünliche oder eine ausgesprochen graue bis weißliche Farbe.

Im Berichtsjahr gelang es, für unser Museum im Malencotal, einem Seitental des Veltlins, südlich der Berninagruppe, den gesamten Inhalt einer alten Lavez-Werkstatt zu erwerben (s. Abb. 43). Noch im Sommer des Vorjahres hatte ich Gelegenheit, den leider kurz nachher verstorbenen Besitzer an der Arbeit zu sehen. Zusammen mit den Herren Evers und Stadler fuhr ich an einem Septembertag, nachdem ich vom Hinschied dieses Meisters gehört hatte, in das einsame Tal, und nach Tagen zäher Verhandlungen mit den Verwandten konnten wir mit dem gesamten gesicherten Material zurückkehren. Einer meiner Freunde, welcher mich auf diese Werkstatt bereits früher aufmerksam machte, hatte für sich einen Kurzfilm der Arbeitsweise gedreht. Das Landesmuseum konnte davon eine Kopie erwerben.

Wofür war Lavez zu gebrauchen, und wie gestaltete sich die Verarbeitung? Alle damit hergestellten Gegenstände dienten dem täglichen Leben. Vorwiegend handelte es sich um Geschirr verschiedenster Art, um Kerzenstöcke, Kochherde, Öfen usw. Viel Material wurde geschnitten, das meiste aber abgedreht und ausgestoßen.

Die meisten Werkstätten entstanden in unmittelbarer Nähe der Serpentinadern. Dort brach der Meister im immer tiefer werdenden Stollen

42. Außenansicht der Lavezwerkstatt



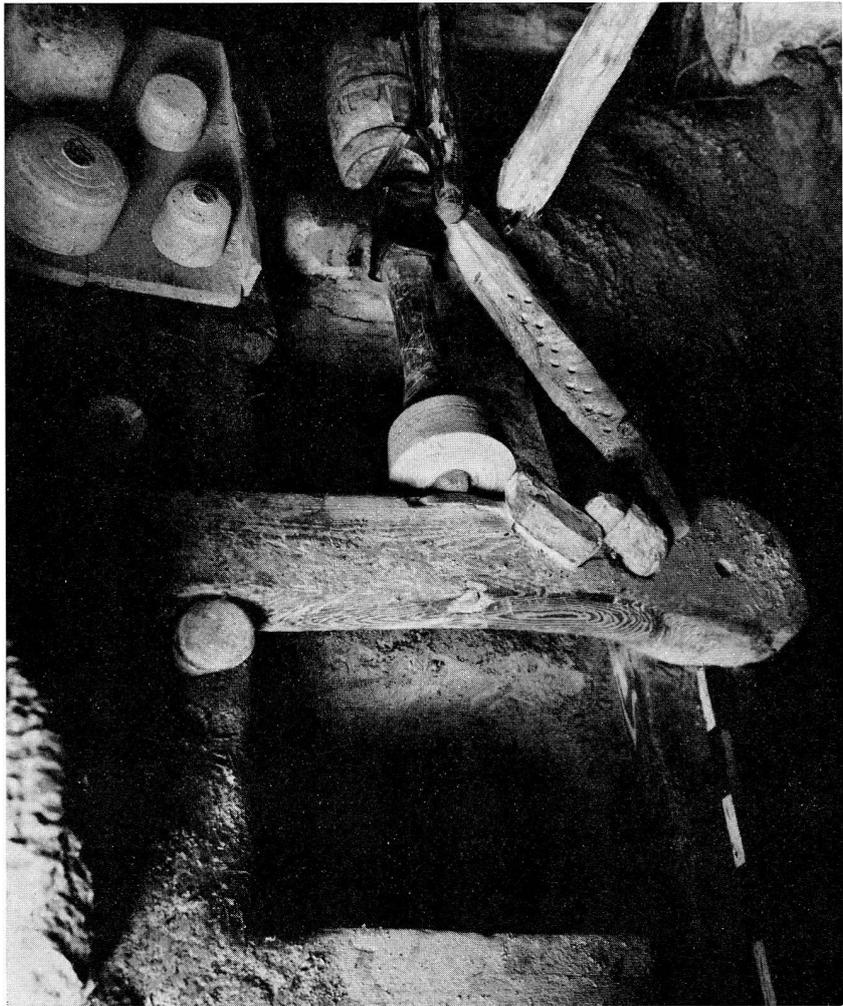
das Gestein mit Meißel, schwerem Eisenschlegel und Fäustel aus, und zwar womöglich direkt in die ungefähre Grundform. Die runden Abbruchflächen waren z. B. im Stollen im Malencotal noch deutlich sichtbar.

Die Werkstatt selbst war immer an einem Bach errichtet, denn die Wasserkraft wurde für die Bearbeitung benötigt. Der Meister, dessen Arbeitsinstrumente wir erwerben konnten, beschäftigte sich fast ausschließlich mit der Herstellung von Kochtöpfen. Da diese runde Form besitzen, konnte er sich ohne weiteres einer einfachen Drehbank bedienen. Der schon rundlich ausgebrochene Steinbrocken wurde mit einem kleinen Pickel noch weiter in die Grundform geschlagen. An einem einfachen Wasserrad, dessen Schaufeln lediglich in die Nabe eingesteckt waren, drehte sich die primitive Holzachse. Die Drehzahl konnte mit einem Holzschieber, welcher die Wasserzufuhr steigerte oder minderte, reguliert werden. In die Stirnseite der Achse wurden diverse hölzerne Aufkittköpfe eingesetzt, auf denen der zu bearbeitende Steinblock mit einer Teermasse aufgeklebt war.

Mit Drehstählen verschiedenster Form versuchte der Meister, den Kern auszdrehen, und zwar so, daß man lediglich um Wanddicke sich dem Zentrum näherte. Dadurch blieb dieser innere Kern so groß, daß er für die Herstellung mehrerer, allerdings immer kleiner werdender Gefäße ausreichte. Die Schwierigkeit bestand darin, daß das Abspringen der nur wenige Millimeter dicken Wand vermieden werden mußte. Aus diesem Grund legte man eiserne Spannreifen um das entstehende Gefäß. Nur der erste Stahl war gerade. Sobald die Tiefe des Boden erreicht war, gelangten mehrere, immer stärker abgewinkelte Eisen zur Verwendung, um den Kern möglichst weit zu unterstechen. Bis zu zehn verschiedene Eisen waren dazu nötig. Um den Druck zu verstärken und richtig zu dosieren, waren auswechselbare Drehstahlgriffe aus Holz nützlich.

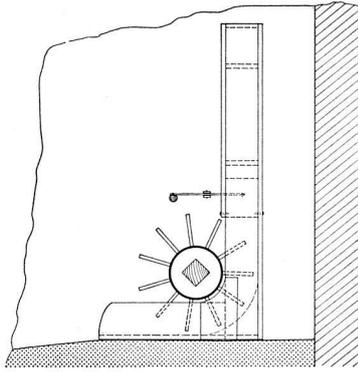
In die Einkerbungen auf der Griffwalze legte man eine Hanfschlinge, welche gleichzeitig um den einen Fuß lief. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, den Druck auf den Stahl zu erhöhen und damit die Fabrikationsschnelligkeit beträchtlich zu fördern. Große Erfahrung benötigte das Abschlagen des Kernstücks vom Boden, ohne daß das Gefäß Schaden litt.

Mit kleinen Pickelchen wurde der Boden geglättet und dann das Gefäß, nachdem es bereits zu Beginn der Arbeit eine feine Außenwand erhalten hatte, auch noch auf der Innenseite ausgeschliffen. Die meisten Kübel erhielten einen Deckel, mit Knauf und einem aufsteigenden

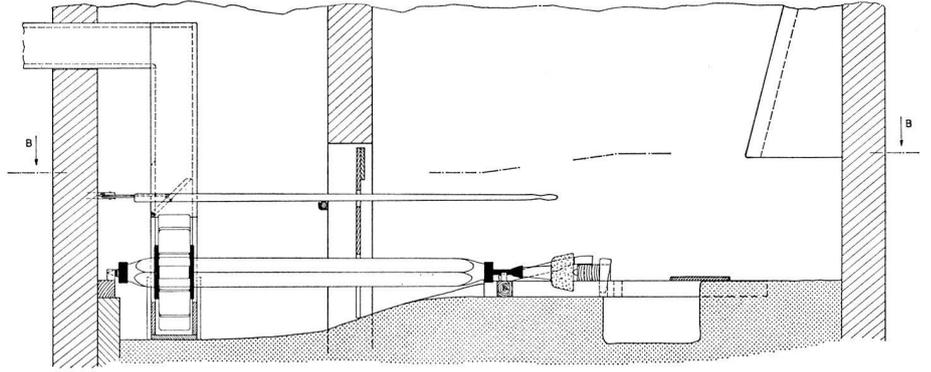


43. Blick in die Lavezwerkstatt. Auf Drehbank eingesetztes Werkstück (S. 50)

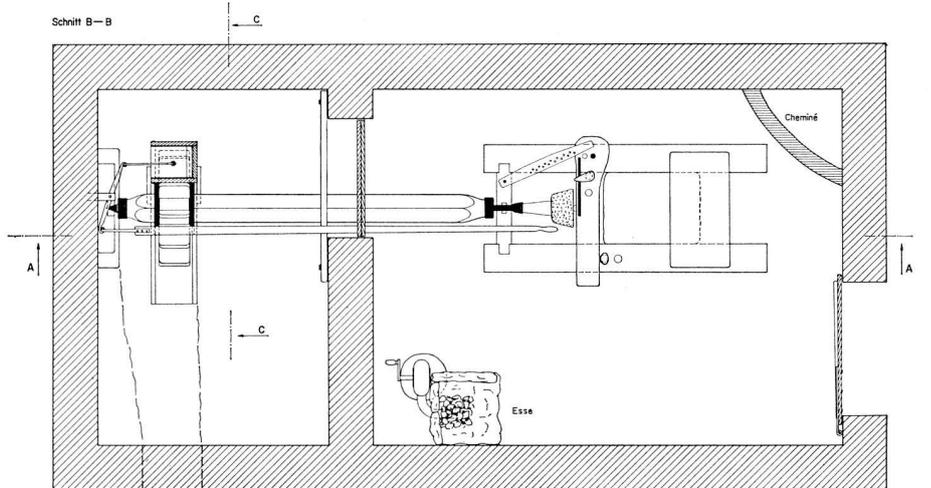
Schnitt C-C



Schnitt A-A



Schnitt B-B



0 2 Meter

Schweiz. Landesmuseum, Zürich.

Mai 1965 G.Evers.

44. Grundriß, Längs- und Querschnitt der Lavezwerkstatt

Rand. Dieser Rand hatte zwei Funktionen. Einmal half er entscheidend mit, die Stabilität des Deckels zu erhöhen, und zum andern wurde, wenn das Gefäß als Kochtopf Verwendung fand, Wasser aufgeschüttet, um das Zerspringen des Geschirrs zu verhindern und um ihm die Art eines Dampftopfes zu verleihen.

Blechbänder, an der Unter- und der Oberkante umlaufend, dienen zur Befestigung des Traghenkels. — Ein Risotto mit Fleisch, hergestellt in einer solchen Lavez-Pfanne, ist ein Leckerbissen.

Auch heute werden im Malencotal immer noch Gefäße und Vasen hergestellt, aber in diesen Werkstätten — es sind wenige — stehen elektrisch betriebene Drehbänke, und das Handwerk hat seine Eigenart eingebüßt.

Die Werkstatt, eine wirkliche Seltenheit, wird in der Schausammlung des Schweizerischen Landesmuseums ausgestellt.

H. Schneider